

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 21. November 1901.

(Nachdruck verboten.)

Geld.

Novelle von M. Böhm e.

(Fortsetzung.)

„Gut, daß Du da bist. Ich hätte Dir heute telegraphiert,“ sagte er ruhig, aber mit eigentümlich heiserem Kehnton.

Helene zuckte zusammen. „Ist etwas vorgefallen? Willst Du es mir nicht sagen? Hast Du — — wieder Verluste gehabt?“

„Ja!“

„Hast Du — — viel verloren?“

„Alles! Und leider mehr als das.“

„Wieso?“

„Ich habe Schulden.“

Zwischen jeder Frage und Antwort verstrich eine Weile.

„Schulden?!“ Helene blickte auf. „Viele?“

„Für solche, die's haben, eine Lumperei, ein Bettel, nicht der Rede werth. Für mich eine bedeutende Summe: Fünfzehntausend Mark.“

„Nur fünfzehntausend! — —“ Helene athmete auf; dann wurde ihr wieder bang. „Ist denn von meinem — — unserm ganzen Vermögen nicht mehr soviel — —“

„Nichts! Nichts! Nichts! Keine hundert Mark besitzen wir mehr an Barvermögen. — —“

Er war auf einem Punkt angelangt, wo ihm alles Vertuschen und rücksichtsvolles Verschweigen lächerlich, blödsinnig erschien. Erfahren mußte sie es doch; ob so oder so. Aber eine Erklärung setzte er doch, wenn auch widerwillig, hinzu.

„Der Frankfurter Halunke hat mich reingeritten. Der Teufel soll den Schuft holen. Wir haben Geschäfte auf ultimo gemacht, — ach, das verstehst Du doch nicht. Genug, bis zum Ersten im nächsten Monat haben sie mir aus Gnade und Barmherzigkeit Frist gegeben, dann heißt's zahlen oder — eine Kugel. Uebrigens habe ich auch meinen Posten in der „Bank“ aufgegeben; mit der Bande war schlechterdings kein Auskommen mehr. Du wirst begreifen, daß ich in einer schauerhaften Klemme stecke.“

Helene saß da wie zu Stein erstarrt. Ja, sie begriff. Rathlos schlang sie die plötzlich eiskalt gewordenen Hände ineinander.

„Könntest Du nicht — — eine Hypothek auf das Haus — —“

Er lachte; es klang beinahe lustig.

„Wie bist Du klug! Fünfundzwanzigttausend Mark kostet der Kasten und sechsundzwanzigttausend Mark Hypotheken liegen drauf... sie drücken beinahe das Dach ein. Kein Stein gehört mehr uns. Nun weißt Du's!“

Helene schwieg. Wie aus weiter Ferne glaubte sie Therese Beyers Worte zu hören: Der verspielt Ihnen das Dach überm Kopf und das Hemd vom Leib — — Die Stimme verhallte und in ihr blieb nichts zurück als der nagende, verlangende thörichte Hunger nach einem guten Wort. Sie wartete darauf, jetzt mußte er es sprechen, — er mußte.

Selm hatte die Arme auf den Tisch gelegt und den Oberkörper etwas vorgeneigt. Ein wunderliches Licht glühte in seinen Augen, etwas von dem phosphoreszirenden Blick einer großen Raubkatze, die ihr Opfer belauert. Ja, ja, nun ging gleich das Heulen und Jammern um den verlorenen Mammon an; dann folgte der Plakregen von Wortwürfen und Anklagen, Verzweiflungsausbrüchen, o, das kannte er schon. Knirschend malnten sich seine Zähne aufeinander; ein Zug grausamer Brutalität lag in dem Hohnlächeln, das seine Lippen umzuckte. In diesem Augenblick haßte er seine Frau, ohne zu wissen warum, vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil er sich ihr gegenüber schuldig, beschämt, gedemüthigt fühlte. Er hätte sie schlagen mögen, ihr irgend etwas anthun, was sie erniedrigte.

Brachend schlug seine Faust auf die Tischplatte; eins der alten Meißner Täßchen sprang herunter und zerschellte auf dem Fußboden.

„Wenn Du über eine Moralpaule simulirst, Weib, so laß Dir sagen, daß ich nicht in der Laune bin, so was anzuhören!“ brüllte er heraus. „Ich — ich bin in einer gefährlichen Stimmung,“ setzte er drohend, mit mühsam gedämpfter Stimme hinzu, „in einer Stimmung, wo ich alles, was mir in die Quere kommt, niederzuschlagen könnte. — Nimm Dich zusammen! Reiz mich nicht!“

Helene sah auf, sie hatte kaum gehört, was er sagte. Ihr leerer, verstörter Blick glitt an seinem verzerrten Gesicht vorüber ins Leere.

„Was willst Du von mir?“ fragte sie tonlos.

„Du sollst an Deinen Bruder schreiben. Er soll die 10,000 Mark, die Dir gehören, herausgeben. Deine Viertausend dazu, dann reicht's beinahe, die letzten Tausend werden sich dann auch wohl noch austreiben lassen. Das will ich von Dir, sonst nichts.“

Helene erhob sich. Schweigend ging sie an ihren Schreibtisch und schloß die Klappe auf. Eine Minute später trat sie an den Tisch zurück und legte ihr Sparkastenbuch vor ihren Mann hin.

„Hier ist mein Geld. Und wenn Du noch weiter etwas willst: Meine Möbel sind ja noch da, das viele Leinen, ein paar Schmucksachen mit Brillanten von der seligen Mutter und Tante Josepha. Mach alles zu Geld, alles! Aber an Karl schreibe ich nicht, ich nicht, das kannst Du selber thun.“ — —

Sie war langsam zurückgetreten und stand bei ihren letzten Worten schon im Rahmen der Thür, die nach dem Musikzimmer führte. Geräuschlos zog sie die Thür hinter sich zu und schloß sie ab, unbekümmert um das Toben und Schreien des Mannes, der ihr eine Skala von Schimpfworten und Drohungen nachwarf.

Pastor Preekmann gerieth über den Brief seines Schwagers in eine zornmüthige Aufregung. Am liebsten wäre er sofort nach K. gefahren; aber da war seine lungenkranke, reizbare Frau, die jede Stunde, welche er nicht an ihrem Bett zubachte, als ein ihr zugesüßtes himmelschreiendes Unrecht betrachtete; da waren so viel andere Verhältnisse und Bedenken, die ihn von der Ausführung dieses Wunsches abhielten, daß derselbe garnicht erst zu einem Vorsatz auszureifen brauchte. Pastor Preekmann war außer sich über das unverschämte Ansinnen seines Schwagers. Er hatte seine Schwester herzlich lieb, und es schmerzte ihn aufrichtig, daß er ihr nicht die Stütze sein konnte, die er als einziger Bruder ihr eigentlich sein mußte, aber die Verhältnisse lagen einmal so und ließen sich nicht ändern. Er konnte nicht wie jeder andere über seine Zeit verfügen, und die weite Entfernung wurde zur Klüft zwischen den Geschwistern, über die nur die zeitweilig gewechselten Briefe fliegende Brücken bauten.

Karl Preekmann ahnte längst, daß seine Schwester sich unglücklich in ihrer Ehe fühlte, obgleich sie in ihren Briefen selten etwas von ihren persönlichen Verhältnissen erwähnte. Durch den Vater war er so ziemlich über den Thatbestand informirt worden, und seitdem konnte er nicht den quälenden Gedanken los werden, daß er selber einen Stein zu dem Unglück beigetragen, — damals, als er von dem Ehekontrakt und der Vereinarung einer Gütertrennung abgerathen hatte. Zweifellos wäre vieles anders gekommen, wenn man Justizrath Dommaus Rathschläge befolgt hätte.

Pastor Preekmann kannte den Werth des Geldes. Er wußte, wie die Eltern das von der Mutter eingebrachte Vermögen zusammengehalten, wie sie gespart und sich gefreut hatten, ihren Kindern demaleinst ein sorgenfreies, behagliches Dasein sichern zu können. Er wußte, wie sie besonders Helenens Zukunft immer im Auge gehabt hatten und mit Recht, da er selber durch seine Berufsstellung vor materiellen Sorgen geschützt war. Und nun war alles fort, alles verthan, verspielt, verjubelt von einem leichtsinnigen, charakterlosen Burschen, der sich unter der Maske eines Ehrenmannes in das stille Haus und das friedliche Leben der guten, schlichten, vertrauensvollen Menschen geschlichen hatte, um sich mit schmutziger Gier ihres Vermögens zu bemächtigen, zu stehlen und zu rauben.

Ja, Stehlen und Rauben! Nur so bezeichnete Pastor Preekmann die perfide Handlungsweise dieses Menschen, dem nicht einmal der Wille des Todten heilig gewesen war.

Karl Preekmann war anders geartet als seine Schwester; die schon in Schwäche ausstrahlende Weichheit ihres Charakters war ihm unverständlich, fremd, fast unsympathisch, eine eiserne Willenskonsequenz war der Grundzug seines Wesens. Kein Mensch konnte ihn in seinen Willensäußerungen beeinflussen, mit Ausnahme seiner Frau, seiner kleinen, leidenden, launenhaften, beschränkten Frau, die ihn an den Fäden seines Mitleids und seiner Liebe für sie zu lenken und leiten und zum Nachgeben zu zwingen verstand, wie sonst niemand mehr.

Wenn er „nein“ sagte, dann blieb es „nein“, und niemand konnte daran rütteln. Und „nein“ sagte er auch diesmal, als er den Brief gelesen. Nein, und nochmals nein! Spielschulden bezahlen, damit neue gemacht werden konnten! Nein, — das als Nothpfeffer für die alten Tage seiner Schwester bestimmte Kapital hingeben, ihm auch noch in den unerfülllichen Rachen werfen! Nein, das hieße sehend ins Verderben rennen. Und wozu auch? Möchte der Tagedieb und Verschwender seine Drohung mit dem Erschießen wahr machen, — pah, — in dem christlich orthodoxen Herzen des

Pastors blühte ein recht ungueter Gedanke auf, — immerzu, dann wäre die Welt nur um eine Schmaroherpflanze ärmer. . . Ueberdies thut er es auch garnicht, dazu ist er zu feig, zu todesfeig. Leute seines Schlages gehen nach Amerika, sinken von Stufe zu Stufe, bis sie endlich im Rehrichthausen der Menschheit enden.

In der ersten Empörung hatte Preekmann den Brief seines Schwagers beantwortet, ihm seine Bitte rundweg abgeschlagen und ihm in unzweideutigen Worten seine Meinung geschrieben. Der Brief lag fertig auf dem Schreibtisch, wurde aber noch nicht abgesandt. Pastor Preekmann hatte die Gewohnheit, Briefe, welche unter der Einwirkung erregter Stimmungen entstanden, erst zwei bis drei Stunden, manchmal noch länger, „ablagern“ zu lassen, sie dann nochmals durchzulesen und sie dann erst fortzugeben. Meistens wurden sie dann überhaupt nicht abgeschickt. Gerabeso ging es heute. Als er das Schreiben noch einmal durchsah, fand er es ungeeignet und zerriß es.

„Ich bin zu sehr Partei und werde deshalb zu persönlich,“ sagte er sich, „Angelegenheiten dieser Art müssen sehr ruhig, sehr sachlich, ganz unpersönlich behandelt werden. Am besten schreibe ich an Frohwein und bitte ihn, die Sache in meinem Sinn zu ordnen. Frohwein hat ohnehin Fühlung mit den Verhältnissen, und außerdem verfügt er einentheils über so viel Energie, anderntheils über so viel Delikatesse, daß er meinem lieben Schwager alles, was ich ihm sagen möchte, sagen wird, ohne direkt zu verletzen. Das soll und muß Frohwein ihm aber einprägen, daß er von unserer Seite keinen rothen Heller zu erwarten hat, weder jetzt, noch in Zukunft.“

In diesem Sinne schrieb er an seinen Studienfreund.

Es dämmerte. Helene hatte Briefe geschrieben, aber die Beleuchtung reichte nicht mehr und deshalb mußte sie ihre Korrespondenz beenden. Eben erhob sie sich, um eine Lampe zu holen, da klopfte es.

„Herein!“

Die Thür wich zurück. Von dem helleren Hintergrund des Treppenplatzes hob sich die Silhouette einer großen Gestalt ab.

„Guten Abend, Frau Helene! Erschrecken Sie nicht, ich bin es — Pastor Frohwein. Nicht wahr, das ist eine Ueberrumpelung? Wir hatten nicht gedacht, daß wir einander so bald wiedersehen würden.“

Helene stieß einen Begrüßungslaut aus, in dem sich Schreck und Freude mischten.

„Lieber Freund, — das ist in der That eine Ueberraschung, auf die ich nicht gefaßt war, — hoffentlich führt Sie nichts Unangenehmes — — — ich will rasch die Lampe besorgen.“

„Lassen Sie, es ist ja noch hell genug zum Plaudern,“ sagte Frohwein, „ich bin seit mehreren Stunden hier im Hause. Ich hatte eine längere Unterredung mit Ihrem Herrn Gemal. Karl hatte mich gebeten, — die — jedenfalls sind Sie doch orientirt, — die fatale Angelegenheit in Ordnung zu bringen.“

„Karl giebt ihm das Geld?“ fragte Helene in athemloser Erregung.

„Die Sache ist geordnet,“ erwiderte Frohwein ruhig, „wie ich hoffe zur allseitigen Zufriedenheit geordnet.“

Helene rückte den Tisch ein wenig vom Sopha und lud ihren Gast ein, Platz zu nehmen. Sie selbst setzte sich in einen Sessel am Tisch. Frohweins Eröffnung nahm ihr eine Zentnerlast vom Herzen.

„Hier ist Ihr Sparkassenbuch,“ fuhr Frohwein fort und gab Helene das Büchelchen „Ihr Mann hat mich, es Ihnen einzuhändigen. Wie gesagt, hat sich die Sache in anderer Weise erledigt. Ich habe auch mit Herrn von Selm über seine Zukunft gesprochen. Wie die Dinge liegen, ist es nothwendig, daß er sich bald nach einem Erwerb und einem Beruf umsieht; er ist darin ganz meiner Ansicht. Gleich in den nächsten Tagen will er sich ernstlich um

etwas bemühen. Hoffentlich gelingt es ihm bald, eine Thätigkeit zu finden, die nicht nur seine Zeit ausfüllt und seine Kräfte anspannt, sondern die ihm auch innere Befriedigung gewährt."

"Nie," sagte Helene traurig, "er kann nicht arbeiten; er hat keine Ausdauer, keine Lust — —"

"Sagen Sie das nicht. Ich kenne Herrn von Selm nur flüchtig, aber ich habe trotzdem den Eindruck gewonnen, daß vieles in ihm brach liegt, und daß vieles, — verzeihen Sie, wenn meine Bemerkung Ihnen weh thut, — daß vieles anders geworden wäre, wenn man ihn rechtzeitig einem Beruf zugeführt hätte, in dem er Gelegenheit gefunden hätte, seine Energie zu stählen und seine geistige Kraft zu erproben. So hatte er — — doch lassen wir das. Gottes Wege sind unerforschlich und wunderbar. Wer weiß, ob er nicht doch noch eine Wendung zum Guten vorgeesehen hat. Zu spät wäre es nicht, und das erste mal wäre es auch nicht, daß solch ein scheinbares Wunder geschieht. Nun aber eine Bitte, Frau Helene. Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, mir eine Tasse Thee zu bereiten, — ich bin nämlich halb verschmachtet, und in einer Stunde geht mein Zug. Morgen mittag muß ich wieder am Platz sein."

"Was thun Sie für uns, — wie soll ich Ihnen danken," — flüsterte Helene erschüttert, "ich kann das niemals, niemals gut machen. —"

Sie streckte ihm beide Hände hin; er ergriff sie und drückte sie.

"Sie haben garnicht zu danken," sagte er leise, mit merkbarer Bewegung, "was ich für Sie thue, thue ich mir selber zu Liebe. Und je mehr ich für Sie thun dürfte, je dankbarer wäre ich dem Schicksal, — Sie wissen ja. Doch genug, — das sind alte Geschichten; reden wir von etwas anderem."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Heimatsfest.

Novellette von Curt Julius Wolf.

I.

Er war mit dem Nachmittagszug angekommen, hatte sein Gepäck am Bahnhof dem Hausdiener des „Prinzen“ übergeben und die Fahrt im Hotelomnibus mit der Bemerkung abgelehnt, er ginge zu Fuß nach der Stadt.

So betrat er — ein schlichter Fußgänger — nach zwanzig langen Jahren zum ersten mal wieder die Vaterstadt.

Als er auf der Saalebrücke stand, das wohlbekannte Rauschen in der Tiefe hörte und vor ihm die Stadt braun und wirr in mittelalterlicher Regellosigkeit vom Flußufer aufstieg, die ganze ungemein malerische Anlage vom alten Salinger Schloß gekrönt — da schwoll ihm das Herz hoch auf. Jetzt hätte er mögen einem lieben Menschen begegnen — er hätte ihn herzlich umarmt. Aber sein Blick fiel in unbekannte Gesichter, auf fremde Menschen, die auch ihn nicht kannten.

Das Herz voll Wehmuth trat er seinen Rundgang durch die alte Heimat an.

Als er auf den Marktplatz trat, schlug es gerade sechs.

Auf dem Dach der „Goldenen Rose“ hauste im ungeheuren Nest immer noch das Storchenpaar. Der eine lag darin zusammengekauert, der andre stand auf einem Bein und klapperte zuweilen philosophisch ernsthaft mit dem rothen Schnabel. Weider Spuren von der jährlichen Nachkommenschaft vermehrt, bedeckten weithin sichtbar in einem breiten Streifen das Dach bis zur Traufe herab. Auch das war ihm vertraut.

Dann tönten feierlich ausgezogene Choralnoten in sein Ohr wie aus himmlischen Trompeten vom Abendwind herabgeweht.

Allein Gott in der Höh' sei Ehr'

Und Dank für seine Gnade.

Die Feierabendbläser! Ihm wurden die Augen feucht, als er in die Höhe starrte, wie er als Knabe so oft gethan. Da oben im offenen Glockenraum des Kirchturms, fein und schwarz vom Himmels- hintergrunde abgesetzt, standen die eingeschrumpften Gestalten, die mit ihren kleinen Menschenlungen und winzigen Instrumenten Töne von so großem, die ganze Stadt einschließenden Umfang hervorbrachten. Jede Note strömte ihm wie eine heiße Welle durchs Herz. Eine Flut von Erinnerungen gab seiner weit abgeschweiften Seele die Fülle der Jugend wieder. Er schämte sich der Thränen nicht, die seine Augen näßten, und alles, was er sah, schien im Beben seines Herzens mitzuzittern.

Und als dann die Abendglocken einsetzten und der Schall des bebenden Erzes das Echo süßer Kinderfrömmigkeit erweckte, zog es ihn mit dem ganzen Schmerz des verlorenen Sohnes zu jenen sabbatstillen Mauern hinaus, in deren Schatten beide Eltern ruhten.

Er hatte nicht können zu ihnen eilen, um die verzeihende Liebe aus brechenden Augen leuchten zu sehen; aber in all' diesen heißen Thränen, die nun der heimkehrende Mann an ihrem Grabe weinte, lag doch eine wunderbar beruhigende Tröstung. Ihm war, als löse sich darin langsam die dunkle Schattenwand, die ihn so lange von der Heimat getrennt hatte.

Beim Verlassen des Friedhofs ging eine hohe Mädchengestalt vor ihm durch die düstere Pforte und schlug ihren Weg dann nach der Stadt ein. Als er die Straße betrat, wandte sie plötzlich den Kopf — zwei ernste Augen sahen ihn sekundenlang prüfend an.

Er stieg nach der anderen Seite zur Uferstraße herab, wo sein Vaterhaus im Grünen lag.

Auf dem ganzen Weg verfolgte ihn der ernste und doch erkennende Blick; aber er ließ vergebens die flüchtig aufleuchtenden Wechselreih seiner Jugendsterne an sich vorüberziehen — er wußte sich dieser Augen nicht zu erinnern.

II

Grete Bloßfeldt, Marianne Rau und Finchen Eber saßen bei Bloßfeldts im Garten und wanden aus Eichenlaub und bunten Papierrosetten Guirlanden für das Heimatsfest.

"Kinder, nun will ich Euch mal pass sehen," sagte plötzlich Grete Bloßfeldt. "Wißt Ihr, mit wem ich gestern gesprochen habe?"

"Nun?"

"Mit Moriz Barth."

"Den kenn' ich ja garnicht," meinte Finchen Eber. "Etwa der neue Referendar?"

"Wo denkst Du hin. Aber Du mußt doch Moriz Barth noch kennen. Seine Eltern wohnten an der Uferstraße unten."

Die andere schüttelte noch immer den Kopf.

"Gott, Finchen, das hübsche Jungelchen bei Merkel & Co. in der Schäftefabrik, die dann zur Hälfte abbrannte, weil sie auf dem Boden geraucht hatten —"

"Ach ja, richtig — und der dann nach Amerika durchging, um nicht eingesteckt zu werden."

"Freilich,"

"Der ist hier? Den hast Du gesprochen?"

"Ja. Nun, das heißt, er — mich, mein Liebchen."

"Der Moriz Barth — herrjeh! Erzähle doch, wie sieht er denn jetzt aus? Was wollte er von Dir?"

"Nun, also gestern gegen Abend war ich nochmal bei Fräulein Abendroth wegen des Kostüms. Auf dem Rückweg seh' ich mir die neuen Hüte bei Diekens an. Da geht jemand hinter mir vorbei, bleibt stehen, geht weiter, dreht sich um und kommt auf mich zu. Ich denke, was will denn der Frechdachs von Dir. Ich sehe ihn an. in großer Mann mit einem Spitzbart und einem merkwürdig braunen Gesicht. Ich kannte ihn absolut nicht. — Da frug er ganz unverfroren: Grete Bloßfeldt? Habt Ihr Worte —! Ich weiß nicht, sage ich, kennen Sie mich denn? Da nannte er seinen Namen, frug auch gleich, ob er mich begleiten dürfe. Er sagte, er habe

mich nicht vergessen, und ich sei sehr groß und schön geworden. Was wollte ich machen! Na, und dann auf dem Heimweg erzählte er mir seine Geschichte, wie er hier fort sei bei Nacht und Nebel, über Hannover nach Hamburg, von dort als Küchenjunge über den Ozean — Brasilien — schwunghafter Lederhandel — viel Arbeit zwar, aber auch ein schöner Erfolg und was weiß ich, was er alles noch vorbrachte. Mir war's fatal, alle Leute sahen uns nach. Mein Gott, ja, so ein fremder Mensch. Es kennt ihn ja niemand mehr. Das Ende vom Liede war: er hoffe, mich wiederzusehen. Er sei des Heimatsfestes wegen da, wolle dann wieder hinüber; aber — setzte er mit schöner Betonung hinzu — hoffentlich nicht allein. So, Kinder, nun habt Ihr die schönste Aussicht, brasilianische Lederprinzessin zu werden."

"Doch nur eine von uns," scherzte Finchen Eder.

"Ich für meine Person danke," meinte Grete Bloßfeldt mit Beziehung. "Ich bin für redliche Ernährung im Lande bei Vater und Mutter, die man ehren soll."

"Na eben, und seine Eltern sind hingestorben alle beide, und er hat sich nicht gekümmert."

"O Finchen, Du irrst," sagte Marianne Rau, "ich weiß zufällig, daß er sie zuletzt reichlich unterstützt hat. Sie hätten wohl auch sonst nicht in der Villa bleiben können."

"Wenn zehnmal," meinte Grete Bloßfeldt wieder, "seine Vergangenheit ist eben doch nicht untadelig."

"Das ist kein Grund, ihn gleich so ganz zu verwerfen. Kann er nicht, nachdem er bereut und gebüßt und das Leben seine Fehler abgeschliffen hat, als ein anderer, besserer wiederkehren?"

"Ach, weißt Du, Mariannchen, ein Mann mit einer Vergangenheit kommt mir immer vor wie ein Budliger: er kann machen, was er will — der Hüder bleibt."

"Der Hauptfehler liegt da wohl mehr in unseren Augen, Gretchen. Wir sehen zu sehr durch die Brille des Gewesenen. Er wäre gewiß der Erste nicht, der sich drüben rehabilitirt hat. Gerade die unruhigen sind meistens die genialsten Männer. Wozu andere mühselige Jahre brauchen — das schaffen sie oft auf den ersten Wurf."

"Du meinst das auch in bezug auf Moriz Barth? Der würde hier wohl anders auftreten, Liebchen, wenn er's zu was gebracht hätte."

"Ich finde nun wieder gerade dieses ernste, einfache Auftreten so charaktervoll von ihm. Es ist leichter und der Eitelkeit so bequem, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, als ihnen, der Vergangenheit eingedenk, bescheiden gegenüberzutreten."

"Laßt doch nur den Menschen gehen. Was kümmert uns Moriz Barth," beschwichtigte Finchen Eder.

"Sich sage das," setzte Grete Bloßfeldt noch hinzu, "wenn ich ihm seine brasilianische Herrlichkeit glauben soll, dann will ich andre Beweismittel sehen. Diamanten mindestens, große, prachtvolle Schmuckstücke geheimnißvoller Indianerhäuptlingsfrauen, oder einen schwarzen Diener. Aber so — er ist eben immer noch Moriz Barth, und wer kann das kontrolliren, was er —"

Sie verstummte plötzlich. Moriz Barth kam eben durch die Gartenpforte, ein Rosenbouquet in der Hand.

"Darf ich den Damen ein bißchen zusehen?" frug er mit liebenswürdiger Bonhomie. "Aber ich möchte durchaus nicht hören."

Die Mädchen nickten schweigend. Marianne Rau erröthete.

"So stumm auf einmal? Wobon unterhielten Sie sich? Ich hörte zuletzt Ihre Stimme, Fräulein Bloßfeldt —"

Grete Bloßfeldt senkte den hübschen, blonden Kopf ein wenig tiefer, plötzlich sehr eifrig mit ihrer Guirlande beschäftigt.

"Vom Heimatsfest," sagte sie unsicher.

"Das wird wohl nicht ganz richtig sein, mein Fräulein. Ich kenne dieses plötzliche Verstommen beim Eintritt eines Dritten zu

gut, um nicht darüber klar zu sein, daß zuvor von eben diesem Dritten die Rede war."

"Keine Spur," wehrte Grete Bloßfeldt ab.

"Wenn Sie es auch noch ableugnen, Fräulein Bloßfeldt, setzen Sie sich der Gefahr aus, mißverstanden zu werden. Man ist versucht zu glauben, daß Sie nichts Gutes über den Betreffenden zu sagen hatten."

"Aber erlauben Sie mal, Sie machen uns da recht nette Komplimente."

"Ich erlaube mir als Freund der Aufrichtigkeit gern mal eine kleine vertrauliche Berichtigung hier und da."

"Wollen Sie damit sagen, daß ich unaufrichtig bin?"

"Das Gegentheil wäre in diesem Fall eine neue Lüge."

"Nun, Herr Barth," sagte Grete Bloßfeldt feindselig und sich mit einem zornig blaffen Gesicht erhebend, "dann werden Sie wohl auch mit Ihrer famosen Aufrichtigkeit allein zurückkehren können in Ihr — Ihr Brasilien."

"Ich danke Ihnen. Der Thorheit, Sie um Ihre Begleitung zu bitten, bin ich nun glücklich überhoben."

Grete Bloßfeldt verließ kalt und schweigend den Garten. Finchen Eder folgte ihr augenblicklich.

"Ein gräßlicher Mensch," sagte sie draußen zur Freundin, vernehmbar genug, um es im Garten zu hören.

"Wollen Sie sich nicht auch vor dem Brandstifter, dem Durchbrenner in Sicherheit bringen, Fräulein Rau?" frug er die Zurückbleibende.

"Den fürchte ich am wenigsten."

"Aber ich habe Sie doch als Junge, wie ich mich jetzt erst erinnere, so oft an den Haaren gezogen. Und wissen Sie noch, wie ich Sie mal mit dem Schlitten in einen Schneehaufen fuhr?"

"Ach, das hat nicht weh gethan."

"So haben Sie mir trotzdem ein gutes Andenken bewahrt?"

"Ich glaube nichts Böses von Ihnen, Herr Barth. Sie wären vielleicht auch sonst nicht wieder hergekommen. Und dann," fügte sie mit gesenkten Augen hinzu, "habe ich Sie vorgestern auf dem Friedhofe gesehen."

"Ich danke Ihnen," sagte er herzlich und reichte ihr die Hand.

III.

Am nächsten Vormittage klopfte Moriz Barth im Rathhause an die Thür zum Amtszimmer des Bürgermeisters. Als er eintrat, kam ein kleiner, ältlicher Herr aus der Nebenstube, der ihn erst über die Brillengläser hinweg musterte und dann bedeutete, der Herr Bürgermeister sei nicht zu sprechen, er sei überhaupt abwesend. Wenn übrigens sein Anliegen dringend wäre, könne er ihn verretungsweise anhören. Er sei der Rathsregistrator Berger.

Moriz Barth erklärte, nachmittags wieder vorzusprechen. Sein "Anliegen" sei derart, daß er es nur dem Stadtoberhaupt "anvertrauen" könne. Er nannte seinen Namen und ging.

"Schwerdtfeger," sagte der Registrator, in die Expedition zurückkehrend, zum Polizeiwachtmeister. "Der Moriz Barth ist wieder da. Wir können ihm zwar nichts mehr am Zeuge flicken; denn die Geschichte mit der Sengerei bei Merkel & Co. ist längst verjährt. Aber werfen Sie immer ein vertrauliches Auge auf ihn. Ich möchte wissen, was der auf einmal hier will."

Nachmittags, als Moriz Barth wiederkam, war der Registrator bei weitem kühler. Er berichtete, er habe dem Herrn Bürgermeister zwar die Sache gemeldet; dieser sei aber von allerlei Festvorbereitungen derart in Anspruch genommen, daß er nicht abkommen könne und ihn insolgedessen beauftragt habe, die Sache zu übernehmen.

"Es hat durchaus keine Eile damit, Herr Registrator," sagte Moriz Barth. "Es handelt sich um eine gewisse Summe, die ich der Stadt zur Wiederherstellung unserer guten Beziehung schenkungs-

weise zur Verfügung stehen wollte. Ich dachte an ein Versorgungsheim für alte und kranke Stadtarme. Aber bitte, stören Sie den Herr Bürgermeister jetzt nicht mit einer so geringfügigen Sache. Gelegentlich nur wollen Sie ihm mittheilen, daß die Summe bei mir bis zur Abreise am Sonntagnachmittag bereit liegt.“

Der Registrator nickte stumm; sobald sich aber die Thür hinter dem sonderbaren Philantropen geschlossen hatte, schüttelte er den grauen Kopf.

„Schwerdtfeger,“ sagte er später in der Expedition, „wie ich schon gesagt habe, passen Sie auf. Der und ein Versorgungsheim! Er wird sich doch selbst versorgen können? Mit dem ist's wahrscheinlich hier nicht ganz richtig.“

Er tippte sich auf die Stirn und setzte sich kopfschüttelnd an sein Pult.

„Schade um den Menschen,“ meinte er noch bedauernd. „Was hat der schon als Schüler für einen Kopf gehabt! Und seine Eltern waren so ordentliche, rechtschaffene Leute. Ich habe manchen „Doppelkopf“ mit seinem Vater im Rathskeller gespielt.“

IV.

Der Sonntag darauf war der Haupt- und Glanztag für das so lang vorbereitete Heimatsfest.

Schon am Sonnabend liefen alle Bäche vollgepfropft in die kleine Station. Aus ihren Abtheilungen quoll ein frohbewegter Menschenstrom, der sich unaufhörlich in die Stadt ergoß, die grauen, alterthümlich krummen Gassen mit heiseren Farbtönen und festlichen Stimmen erfüllend. Kinder der Stadt waren's zumieist, vom Schicksal in alle Winkel des Vaterlandes verweht, einhellig von Heimatliebe und Jugendzauber zusammengezogen und nun für diesen einen Tag innerhalb jener Mauern vereinigt, in denen sie geboren waren, in denen sie angefangen hatten zu leben.

Früh am Nachmittag schon bildete sich auf dem Markt der Festzug.

Da sahen denn die alten, schmalen und spitzgiebligen Markthäuser aus ihren kleinen Fensterraugen auf einmal alle die unterschiedlichen und wechselsüchtigen Menschentinder wieder, die sie im Laufe der Jahrhunderte in ihren unerbändert soliden Mauern beherbergt hatten, vom Landsknecht, Stadtpfeifer und Bogenschützen angefangen über die gezierte Schnörkelwelt des Rokoko hinweg bis zu jenen blühenden Kindern der Zeit, die in weißen Festgewändern Perlen und blaßgrünen Florstreifen als heiterer Wellentanz den Wagen der „Saale“ umwogten, auf dem Orete Bloßfeldt als Stadtschönheit den schönen, vielbesungenen Fluß allegorisch verkörperte. Zwischen Gestalten der Sage und der Geschichte saß sie in fließender Seide auf grünem Felsen, das Blondhaar aufgelöst, die prachtvollen nackten Arme um das Knie geschlungen und so zu einer ephemerumkränzten Burgruine emporträumend, die von geschickten Händen der Wirklichkeit in getreulicher Verkleinerung nachgebildet war.

Als der Festzug sich gelöst, die wimmelnden Scharen sich satt gesehen hatten, traten andere Genüsse in den Vordergrund. Die durstigen Seelen füllten die von Tannenzweigen duftenden Gasthäuser, um die Freude an der Heimat im kühlen Strom der Getränke unterzutauchen; Musik erfreute feinere Ohren; die Jugend aber flog zum Tanz.

Nur ein einziges Menschenpaar stieg, der Stadt und dem, zentralen Bug all' der rauschergrieffenen Menschen entgegengesetzt jenseits der Saale die Berglehne zum vereinsamten Stadtwald hinauf.

Moriz Barth und Marianne Nau.

Beim Sperberhäuschen, der Stelle, die den schönsten Ausblick bietet auf Stadt und Saalethal, machten sie Halt, die Augen der sanft ansteigenden, fahnenübersäten Häuserbreite zugekehrt, die beider Heimat war.

„Heimatsfest!“ sagte endlich Moriz Barth mit tiefster Stimme. „Wer wirklich eine Heimat hat! Als ich kam, von Sehnsucht getrieben, sah ich das alles nach zwanzig Jahren überwältigend wieder vor mir. Kirche, Schule, Elternhaus, alles verklärt vom süßen Schein der Jugend. — Jetzt steh' ich als ein Fremder hier, der jedes Heimatsrecht verloren hat, ein abgetrenntes Glied der Gemeinde, groß und stark geworden in einer anderen Welt, die weit hinter diesen kleinen, grünen Hügeln ihre Meilenflächen zwischen Riesenhauptern dehnt. Dort treibt der Mensch im frischen Strom der Kräfte, Leben ist Thätigkeit, Arbeit Adel, König der Erfolg — hier schleicht das Leben seinen abgemessenen Zirkelgang und winklig und verschlungen wie diese Gassen sind die Herzen und die verstaubten Gänge im Gehirn. Ich kam mit offenen Armen zu ihnen. Ich wollte meinen Namen durch ein Werk der Barmherzigkeit wieder herstellen — sie zuckten die Achseln. Ich habe ihnen eine Schenkung angetragen, sie lag bis heute auf dem Tisch bereit — sie haben sie nicht gewollt. Gut denn! Das Band ist zerrissen. Ich gehe wieder, als Bürger einer freieren Welt.“

Er schwieg und man hörte wieder die Saale in der Tiefe rauschen. Zuweilen trug der Wind in abgerissenen Stößen den festlichen Lärm der Straßen herüber, Kinderjauchzen und die üppigen Klänge eines Konzertwalzers. Auf der Saale trieben ein paar Rähne mit dem Strom, voll von Männern und Frauen, die immer noch das alte, sterbensmüde Volkslied sangen:

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn.

Moriz Barth fuhr sich über die Augen und wandte das Gesicht wieder seiner Begleiterin zu, um den Mund ein schwaches Lächeln.

„Daß ich mich kurz fasse, Fräulein Nau. Ich habe Sie gebeten mit hier heraufzukommen — ein wunderliches Verlangen an einem solchen Tage, nicht? Ich habe Sie gebeten, weil Sie die einzige Seele waren, die mir ohne Voreingenommenheit begegnete. Dankbar für diese Wohlthat, will ich meine Abschiedsgabe an die Heimat in Ihre Hände legen. Was Moriz Barth nicht geben durfte, das möge durch Ihre Vermittlung vollgiltig ins Leben treten. Und an dieser Stelle hier, wo das Auge Stadt und Strom Saalethal — der Heimat ganzes Bild umfaßt, hier soll das Werk der Menschenliebe sich erheben, eine Heimstätte für alle Armen und Enterbten, für die Stiefkinder des Lebens, die in der Heimat keine Heimat haben. Es heiße Mariannenheim! Der Geist der Güte und Großherzigkeit — Ihr Geist, Fräulein Nau, herrsche in seinen Räumen! — Nun, leben Sie wohl.“

Er hatte eine schwere Ledertasche in ihre Hand gelegt und wandte sich zum Gehen.

Drüben stand das alte Salingerschloß leuchtend in der Abendröthe. Jedes seiner Fenster war ein glühender Flammenstern, und die massiven Mauern schienen sich wie von einem glühenden Inhalt zu dehnen, die Thürme sich wuchtig aus dem Schlaf der Jahrhunderte emporzurecken. Die kleinen braunen Armeut-Häuser am Fuße des Schloßbergs aber trochen in der Dämmerung fast zusammen. Rauch stieg in schrägen Säulen von ihren Dächern auf, unter den hochgewölbten Bindenwipfeln der Schloßfreiheit zu einer blauen, lustigen Decke zusammenschließend, aus der der Kirchturm rosig glühend emporragte.

Eine innere Gewalt trieb ihn, sich vor dem Abstieg noch einmal umzusehen. Was er sah, bannte seinen Fuß an die Stelle.

Marianne Nau hatte das Gesicht mit der Hand bedeckt, mit der andern streckte sie die Briefftasche von sich, als könne sie diese Mission nicht erfüllen. Dann fiel die Tasche zu Boden, sie preßte die zitternde Hand aufs Herz.

Langsam lehrte er an ihre Seite zurück.

„Marianne,“ sagte er weich, die Hand von ihren Augen lösend.

„Nimm mich mit,“ bat sie mit thränenersühter Stimme.
Da zog er sie an sich und, während der süße Ton der Abendglocke über die Saale klang, sagte er ergriffen:
„Habe Dank! Du giebst mir eine schönere Heimat wieder.“

(Nachdruck verboten.)

Wenn jemand eine Reise thut.

Von E. Friedberg.

Herr Müller ist königlich preussischer Beamter und daher ein sehr pünktlicher Mann; aber der heimatlichen Gepflogenheit der Zeit, gelegentlich nach Laune ihren Flug zu beschleunigen, steht er so wehrlos gegenüber, wie wir gewöhnliche Sterbliche auch.

Man bemerkt manchmal plötzlich mit Entsetzen, daß Stunden vergangen sind, während man nur Viertelstunden durchlebt zu haben wähnt, und wenn dieser Irrthum das einzige Unangenehme an der Sache bleibt, so kann man noch sehr zufrieden sein. Ist aber erkennt man zu seinem Schaden, daß man inzwischen seinen Dienst verpaßt, eine Einladung verbummelt, ein Rendez-vous nicht eingehalten, ein Versprechen vergessen oder — gar den Zug versäumt hat.

Daß gerade die Augenblicke, die man vergnügt in netter Gesellschaft verbringt, am meisten die Neigung zeigen, undvorschriftsmäßig schnell zu verfliegen, macht die Heimtücke der Zeit nur noch grausamer und empfindlicher.

Ihr war es denn auch zuzuschreiben, daß Herr Müller bis 3 Minuten vor 12 Uhr nachts seelenvergnügt die Geburtstagsfeier seines Onkels verschönen half, aß, trank, schwatzte, musizierte und schließlich sogar mit noch drei gleichgestimmten Seelen im Gebetbuch des Teufels blätterte, was sie ihren theuren Gehälften zur Bemäntelung euphemistisch mit „Kartenspielen“ bezeichneten.

Nun ist aber nichts der Zeit mehr zuwider, als das Kartenspiel und sie pflegt tief ergrimmt noch ein paar Reserveschwingen zu entfalten, um mit verdoppelter Geschwindigkeit darüber hinwegfliegen zu können.

So kam es, wie gesagt, daß Herr Müller taub gegen das Schlagen der Uhr, gegen die gelegentlichen zarten Winke seiner Frau, daß es Zeit zum Aufbruch sei und das Gequängel seines Jungen, der müde war und nach seinem Bett verlangte, weiter kaufte, trumpfte, sich mit dem Buben zankte und Null ouvert anmeldete, bis seine Frau kategorisch erklärte, allein nach Hause fahren zu wollen, wenn er nicht mitkäme.

Da legte Herr Müller mit einem Seufzer die Karten aus der Hand, blickte nach der Uhr, — erschrak — trieb zur Eile, schalt, daß man nicht bereits zum Aufbruch fertig seiner geharrt hatte, war wüthend über das umständliche Abschiednehmen der Damen untereinander und überhaupt in jeder Beziehung ein „alter Ekel“, wie seine Gattin meinte.

Herr Müller indignirt, Frau Müller ärgerlich, der kleine Fritz eingeschüchtert, so rastete das Familientrio den grünen Weg hinunter nach dem schlesischen Bahnhof, um den nächsten Zug zu erreichen, der nach Bahnhof Schöneberg fuhr. Müllers wohnten nämlich in Halensee bei Berlin, und sie mußten auf Station Schöneberg auf den Südring umsteigen.

Die Fahrt wurde in düsterem Schweigen zurückgelegt, Frau Müller drückte sich verärgert und von schwarzen Ahnungen geplagt in ihre Ecke und Herr Müller rutschte in der Sorge, der letzte Zug könnte ihnen vor der Nase wegfahren, ungeduldig auf seinem Sitz hin und her.

Es war ein Uhr, als man in Schöneberg ankam und Herr Müller stürzte sich augenblicklich auf den Mann mit der rothen Mütze.

„Ist der letzte Zug schon durch?“

„Nein, er kommt eben.“

„Gott sei Dank!“ Herr Müller wischte sich den Schweiß von der Stirn und das Thermometer seiner Laune schnellte allsogleich um mehrere Grad in die Höhe. Seine sorgenvolle Miene hellte sich allmählich auf, und als der Zug einfuhr, hatte er sich vom donnernden Beuß wieder zum zärtlichen pater familias umgewandelt.

Er half seiner Frau fürsorglich einsteigen, hob Fritzchen in den Wagen, erkundigte sich sogar theilnahmenvoll danach, ob sie sehr müde seien, was er bisher hoheitsvoll ignoriert hatte, und setzte sich dann selber behaglich für eine Fahrt von einer Viertelstunde zurecht.

„Nun sei nur noch ein Weilchen geduldig,“ tröstete er den Jungen, der sich schlaftrunken an die Mutter lehnte, „in einer halben Stunde liegst Du in Deinem Bett. Sieh doch ein bißchen aus dem Fenster, damit Dir die Zeit nicht so lang wird.“

Fritz fand den Rath erprobenstwerth, er blickte durchs Fenster hinaus. Jetzt mußten ja bald die Riesenkäseglocken kommen, die der Papa Gasometer nannte, und die hohen schwarzen Schornsteine mit den herausleckenden rothen Feuerzungen, die ihm immer wie Riesenpechfackeln am Abend erschienen. Aber sie kamen nicht, trotzdem er sich bald die Augen nach ihnen ausguckte. „Papa,“ meinte er endlich, „wo sind wir denn? Hier sieht's doch so anders aus?“

Herr Müller war gerade im Eindruffeln, er hörte nicht.

„Papa,“ rief Fritz noch einmal lauter und eindringlicher, „über dieses Feld sind wir doch eben erst gefahren!“

Der Berliner kennt nur ein Feld, das Tempelhofer. Deshalb machte sich Müller nicht erst die Mühe, hinauszusehen.

„Natürlich sind wir vorhin über das Tempelhofer Feld gefahren,“ meinte er schlaftrunken, „jetzt sind wir doch aber zwischen Station Schöneberg und Ebersstraße.“

„Aber es dauert doch heut so lange, bis wir in der Ebersstraße sind,“ beharrte Fritz, und seine Mutter fand das auch. Sie wischte die beschlagene Scheibe ab, und kaum hatte sie einen Blick hinausgeworfen, als sie auch sofort entsetzt rief:

„Wir sind doch im Leben nicht zwischen Schöneberg und Ebersstraße! Mann, in was für einen Zug bist Du mit uns eingestiegen?“

Herr Müller sprang auf. „Was ist das? . . . Mein Gott, wir fahren doch nicht etwa zurück — ich habe aber doch nach dem Zuge gefragt . . .“

„Ja, ob das der letzte Zug sei, aber nicht wohin er gehen soll . . . oh Mann, Mann, was machen wir nun!“

Der Zug fuhr soeben in die Station ein — Tempelhof war's. „Himmelkreuzfapperment!“ Müller sprang wie von der Tarantel gestochen aus dem Wagen.

„Führt heut kein Zug mehr nach Schöneberg?“ schrie er den Zugführer an.

„Oh ja, von 5 Uhr ab noch recht viele,“ meinte der mit schadenfrohem Grinsen.

„Abfahren!“ schnarrte der Stationsvorsteher.

„Halt — halt!“ rief Frau Müller in Todesängsten aus dem Wagen, „lassen Sie uns doch erst aussteigen.“

„Sitzen bleiben!“ donnerte es zurück, und Herrn Müller blieb nichts übrig, als mit Lebensgefahr wieder mit den Seinen in den schon abgehenden Zug zu springen.

„Es ist auch am besten o,“ suchte er sich und seine Frau zu trösten. „Was sollten wir in Tempelhof machen? Wir fahren nach dem schlesischen Bahnhof zurück und gehen wieder zu den Verwandten, Tante wird uns schon über Nacht da behalten.“

Frau Müller, die anfangs starr vor Entsetzen gewesen war, erwachte allmählich wieder zum Leben und nun bemächtigte sich ihrer ein wilder Grimm. Wer war an der ganzen Geschichte schuld? Ihr Mann und das Kartenspielen, und als Müller sich jetzt in Verlegenheit und Aerger auf das Knie schlug und ein „Solch

eine Donnerwetterzucht!" in den Bart brummte, da hielt sie sich nicht länger; jetzt durfte sie ja auch getrost wagen, ihre Gedanken frei von der Leber weg zu äußern, denn bei aller zur Schau getragenen Gereiztheit konnte ihr theurer Gatte eine innere Geknicktheit nicht ganz verbergen. Es war nicht alles ganz parlamentarisch, was dem Gehege ihrer Zähne entströmte, aber es war wirksam und niemand konnte es ihr verübeln, selbst ihr Gatte nicht; er erlaubte sich nur dann und wann eine schüchterne Bitte um etwas weniger Nachdruck, denn einzelne Schlagworte wie: Unvernunft, Rücksichtslosigkeit, dämliches Kartenspiel, Klebestoff, Familienvater, sich schämen sollen, arme Kind übermüdet, Schule versäumen müssen u. drangen bis in den nächsten Wagenabtheil hinüber.

Und dazwischen klöhte und maulte Fritz in dem instinktiven Empfinden, augenblicklich von des Vaters Seite nichts zu befürchten zu haben: „Ich bin müde — ich will schlafen gehen.“

In schlechtester Stimmung langte man auf dem schlesischen Bahnhof an und in verbissenem Schweigen rannte man von neuem den grünen Weg entlang nach dem Hause der Verwandten — aber, oh weh, es war stockdunkel.

„Natürlich — das war ja vorauszusehen!“ meinte Müller im Tone höchster Indignation, „ein Unglück kommt selten allein! — sie konnten auch noch eine halbe Stunde länger Skat gespielt haben. — Nachtwächter natürlich nicht zu finden, Portier wohnt wie üblich im Hinterhause, damit der Herr nicht aus der Nachtruhe geklingelt werden kann . . . und das nennt sich Berlin! — nette Großstadt das!“

Aber alles Raisonniren half nichts, die Thür büßte darum nicht das Mindeste von ihrer Verschllossenheit ein, und so mußten die unseligen Müllers wohl oder übel ihren Stab weiter setzen.

Frau Müller weinte, Fritz gnaute und Herr Müller fluchte — aber nur im stillen.

„Möchtest Du im Hotel übernachten?“ fragte er zögernd seine Frau, „Du könntest ja, damit es nicht so theuer wird, mit Fritz allein . . .“

„Kimmermehr!“ empörte sich Frau Müller, „ich schlafe nicht in fremden Betten.“

„Nun, dann werde ich eine Droschke nehmen,“ entschied er, aber er seufzte dabei . . . es war der 26. und in den letzten 24 Tagen eines Monats muß ein Beamter sich bekanntlich einschränken.

Als er dem ersten Droschkenkutscher an der Sannowibücke das Ziel seiner Fahrt, Halensee, nannte, glaubte der, er wolle ihn zum Narren halten und wurde grob. Der Zweite lachte bloß, das wäre ja eine Landfuhr und seine „Alle“ würde denken, er sei durchgebrannt, wenn er am nächsten Mittag noch nicht zu Hause wäre. Der Dritte ließ sich auf einen Handel ein: acht Mark verlangte er „for det Endelen“ und als Herr Müller drücken wollte, zuckte der biedere Kosselanker nur mitleidig die Schultern: „Wenn det noch zu ville ist — Sott, det liegt ja da, wo sich de Fische jute Nacht sagen.“

Nun hatte Herr Müller aber garnicht so viel Geld eingesteckt, er hätte also beim besten Willen die Droschke nicht bezahlen können — und der gute Wille fehlte obendrein. Acht Mark! Dafür konnte man ja schon beinahe einen Winterüberzieher kaufen — und dann, sein Dienst begann bereits um sechs Uhr und es war zwei vorüber, er hätte also, zu Hause angelangt, sofort wieder umkehren und mit der Bahn nach Berlin zurückkehren müssen.

So zog das Trio wieder und diesmal noch geknickter von dannen. Frau Müller sagte nun überhaupt nichts mehr, sie hatte das Gesicht einer Dulderin aufgesteckt, die zur Folterbank geführt werden soll; um so mehr gnaute Fritz. Der arme Junge konnte sich kaum noch auf den Füßen erhalten vor Müdigkeit, er torkelte und stolperte die Straße entlang und heulte dabei ebenso hartnäckig als monoton: „Ich will schlafen gehen — ich will schlafen gehen!“

„Sei still, Jungchen, ich bringe Dir heut etwas Schönes aus Berlin mit,“ tröstete der Vater, „und Du sollst für die acht Mark, die die Droschke gekostet hätte, einen neuen Hut haben, liebe Emma — habt nur noch ein bischen Geduld, bis wir den Nachtomnibus treffen!“

Sie fuhren in ihm bis zum Potsdamer Thor und da setzten sie sich in ein Weinrestaurant, welches die ganze Nacht hindurch geöffnet war, um den ersten Morgenzug abzuwarten.

Frau Müller war nicht zu bewegen, etwas zu genießen, sie hielt die Lippen so fest geschlossen, als ob sie sie überhaupt nicht mehr öffnen wollte, und Fritz war sofort auf seinem Stuhl eingeknickt — so war Herr Müller gezwungen, desto mehr zu verzehren. Er opferte sich für das Wohl der Seinen, was ihm allerdings nicht gar zu schwer wurde, denn der Oppenheimer Most mundete ganz vorzüglich. Außerdem machte er entschieden den Eindruck eines harmlosen Getränkes . . . aber, leider Gottes, hat er's faustdik hinter den Ohren.

Als Herr Müller Gattin und Sohn zum ersten Zuge nach dem Bahnhof brachte, war er urfidel. Er fand jetzt das Abenteuer „doch eigentlich köstlich.“

„So etwas kann einem auch nur in Berlin passiren, — ist doch ein famoscs Nest, dieses Berlin!“

Er nahm so zärtlichen Abschied von seiner noch immer versteinerten Frau, als ob sie im Begriff stände, eine Weltreise anzutreten, puffte und neckte den Jungen so lange, bis dieser in seiner ungemüthlichsten Laune war, packte sie beide dann in den Zug, gab ihnen noch den väterlichen Rath, recht tüchtig auszuschlafen und überließ sie dann sich selber, um seinerseits seelenvergnügt, die „Finstcrwalder Sängcr“ vor sich hinpfeifend, den Weg nach seinem Amt anzutreten.

Aber schon auf dem Leipziger Platz merkte er, daß seine Beine eigenthümlich tanzlustig waren, was er von seinem Kopf nicht gerade sagen konnte und bald darauf begann es gar sonderbarlich in seinem Innern zu wühlen und revolutioniren — der Most kam ins Gähren . . . und . . . nun darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.

Herr Müller sah recht bleich und elend aus, als er seinen Dienst antrat; die durchwachte Nacht, der Most, leise nagende Gewissensbisse und vorahnende Besorgniß vor dem Empfang daheim am Mittag, lasteten gleicherweise auf ihm. Er war in der grauesten Glendstimmung, in der nur der eine Gedanke lindernd auf ihn wirkte, daß seine Frau und der Junge nun endlich glücklich in den Hafen der Ruhe eingelaufen sein würden. — Da . . . „alle guten Geister loben Gott den Herrn . . .“ thut sich die Thür seines Bureaus auf und herein tritt — seine Frau mit dem Jungen an der Hand.

Sämtliche Unwetter eines gewitterreichen Sommers drohten unheilichwanger aus den Mienen der Frau Müller; Fritz dagegen sah blöde, blaß und stumm vor sich hin, er war auf dem Punkt angelangt, da sein Begriffsvermögen versagte.

„Du hast vergessen, mir die Schlüssel zu geben!“ sagte Frau Müller, kaum die Lippen öffnend mit kalter Verachtung.

Ihr Mann sank vernichtet auf einen Stuhl. Es fiel ihm im Moment nicht einmal zu seiner Rechtfertigung ein, daß seine Frau ja ebensogut an die Schlüssel hätte denken können, er stammelte nur:

„Wo . . . wo bist Du denn umgekehrt?“

„In Schmargendorf!“ kam es ebenso kurz und kalt aus dem Lippenpalt, und Herrn Müllers erster bewußter Gedanke war, seine liebe Frau nur so schnell wie möglich zurückzuspediren, damit der Mund nicht erst Zeit hatte, aufzutauen.

Er raste sich auf, rannte an den Schrank, wo sein Ueberzieher neben denen seiner Kollegen hing, griff rasch in eine Tasche, riß ein Schlüsselbund heraus und drückte es seiner Frau in die Hand.

„Da, mein armes Weib, und Du armes Jungchen, — und nun lauft, lauft schnell, damit Ihr endlich zur Ruhe kommt, es thut

mir ja fürchtbar leid um Euch und besonders um den kleinen Kerl, aber... das ist doch nun einmal solch ein nichtswürdiger Pechtag!" Er athmete auf, als die beiden hinter der Thür verschwunden waren.

"Na, Kollege, ich möchte heut auch nicht in Ihrer Haut stecken, Gnade Ihnen, wenn Sie nach Hause kommen!" neckten die anderen Beamten und Müller kratzte sich elegisch hinter den Ohren.

"Und dabei ist mir selber so hundsmiserabel," jammerte er. "Nee, ich hoffe, bis Mittag haben die beiden sich ausgeschlafen, da scheint wieder die Sonne..."

Genau eine Viertelstunde hielt der Trost an — da — stand die Gattin, die theure, wieder vor ihm, wie die rächende Nemesis anzuschauen, und neben ihr das kleine, arme Jungchen, noch blässer, blöder, automatenhafter aussehend, als zuvor.

Müller hatte das Empfinden, als ob ihn der Schlag rühren sollte.

"Wa... a... a..." stammelte er.

Da wurde ihm das Schlüsselbund dicht unter die Augen gehalten und eine Stimme, die irgendwoher aus einem hohlen Faß zu kommen schien, sagte die wenigen inhaltschweren Worte:

"Ein falsches Bünd!"

Herr Müller hatte in der Hast die Ueberzieertasche eines Kollegen geleert.

War denn der Teufel in dieser Nacht los! —

Mit einem zerknirschten, hülfeseischenden Blick sah Müller die Gattin an — was würde sie mit ihm beginnen — er war auf alles gefaßt... Da sah er, daß es verrätherisch in ihren Mundwinkeln zuckte — um Gotteswillen, sie würde doch nicht wieder weinen, hier vor den Augen der Kollegen — Sie weinte nicht — sie lachte, erst leise, widerwillig, gezwungen, dann lauter, herzlicher und endlich, daß ihr die Thränen in die Augen schossen.

Des Menschen Konstitution ist von einer weisen Vorsehung so eingerichtet, daß sie nur ein gewisses Maß von Schicksalstücken ertragen kann, das, was darüber hinausliegt, berührt sie entweder garnicht, oder sie lehnt sich energisch dagegen auf, sie stößt das, was ihr nicht gefällt, von sich.

Frau Müller lachte, die Kollegen lachten, die Unterbeamten lachten, selbst Frißchen lächelte — was blieb da Herrn Müller schließlich übrig, als in die allgemeine Heiterkeit einzustimmen?

Und er that es mit Enthusiasmus aus erleichtertem Herzen heraus.

Diesmal gelangte Frau Müller mit ihrem Filius wirklich glücklich nach Hause. Es war neun Uhr morgens, — sie hätte in derselben Zeit, die sie zu der Reise vom schlesischen Bahnhof nach Halensee gebraucht hatte, nach Köln oder Warschau fahren können. Trotzdem ist anzunehmen, daß sie nach dem erlösenden Sachanfall den schuldbeladenen Gatten bei seiner Heimkehr am Mittag nicht weniger herzlich empfing, als gewöhnlich. In der Erinnerung sind nun die Unannehmlichkeiten der ominösen Fahrt vollends verblaßt und nur das Komische ist übrig geblieben. Noch heut erzählen Müllers mit immer neuem Vergnügen ihren Bekannten von ihrer Reise von Berlin nach Halensee, — die Geschichte hat nämlich den Vorzug, buchstäblich wahr zu sein.

Räthselecke.

Abstrichräthsel.

Von jedem der nachstehenden Wörter sind drei Buchstaben zu streichen; die übrigen müssen alsdann im Zusammenhang ein Sprichwort ergeben.

Falke — Stolz — Rauscha — Garbe — Firma
Wachtel — Schlamm — Karte — Wiege.

Bilderräthsel.



Anagramm.

Tadel, Rehe, Iran, Genie, Tenne, Silen, Made, Mehl, Lama, Murat, Basel, Schoa, Stroh, Sagen, Emir, Reifen, Lese, Genua, Haut, Tanger, Reich, Tonne.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden, derart, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter im Zusammenhang einen Sinnspruch ergeben.

Scherz-Charade.

(Dreißilbig.)

Wohin wir geh'n, es wandert mit
Das erste Paar auf Schritt und Tritt.
Es schützt und wärmt uns angenehm,
Doch manchmal wird es un bequem.
Und ist sein Dienst uns nicht mehr recht,
Dann packt's mit fester Hand der Knecht.
Das Letzte blinkt mit hellem Schein,
Doch soll es diesmal kopflos sein,
Dann eint es mit dem ersten Paar
Sich zu dem Ganzen wunderbar.
Das Ganze bietet Dir Ersatz,
Für einen, ach! verlorenen Schatz.
Heil ihm, bringt es den Sonnenschein
Der Liebe mit in's Haus hinein.

Jens Holmen.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Vorhandspieler, hält auf nachstehende Karte bis b-Handspiel.
dB, aA, 10; bA, 10, K, D, 9; cA, 10.



Er würde b-Handspiel auch mit Schneider gewonnen haben, da die Gegner nur 3 Stiche mit 19 Augen machen könnten; doch muß er passen als M, der Mittelhandspieler, a-Handspiel bietet. M gewinnt sein Spiel und macht die Gegner schwarz, obwohl er nur 13 Augen in der Karte hat und drei Trümpe bei H sitzen. Wie war Kartenvertheilung und Gang des Spieles?

Auflösung des Bilderräthfels.

Lorbeerzweige.

Auflösung der Schataufgabe.

(Wierzüger.)

B. Ka2, Ld5, Sd3, g5, Bd2, h2, h4.

Schw. Kf5, e7, g6, g7.

1. Ld5-e6+, Kf6; 2. Sd3-c5, Ke5; 3. Ka7-b6, beliebig,
4. S giebt Matt.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Richard Mallon, J. Cortatowski, Florian Jagla, Karl Schmidt, Glagel, Anna Wendland, Garaski, Templin, Emma Rahn, Martha Giesla, Karl Doms, Hans Rühl, Witwanowski, Otto Walter, Willi Modrow, Joachim Levy, Erich Reiß, Karl Thimm, Max Bärmann, Paul Schmidt, Georg Baesler, Hugo Wendland, Mich, Felix Sporny, Herrlik, Bruno Kahl, Fritz Templin, Karl Engel, Dolinsky, Hertha Becker, Olga Freudrich, Arthur Lehming, S. Dreczkowski, Stanislaus Musielewicz, Ludwig Grundtmann, Bromberg, Erna Ringhand, Schlawe i. Pom. Elsa Zub, Arthur u. Frieda Lehming, Käthe und Georg Schliekert, Bromberg.